

Der inverse Sozialdemokrat

Frank-Walter Steinmeier mausert sich zum wohltemperierten Machtpolitiker

Dass alles an ihm rund sei, hieß es vor dem Fernsehduell mit Angela Merkel noch oft. Und tatsächlich scheint an Frank-Walter Steinmeier, wenn man ihn das erste Mal trifft, alles überraschend rund und gewogen zu sein. Aus dem freundlichen, großen, weichen Gesicht blitzen freundliche, kleine Augen. Er steht auf rund wirkenden Beinen, die früher einmal Fußball gespielt haben, im defensiven Mittelfeld. Steinmeiers Bewegungen strahlen nicht diese für ehrgeizige Menschen typische Geradlinigkeit aus. Er ist nicht herrisch. Er lädt gerne Künstler zu sich ein. Da steht er dann mit dem Bierglas in der Hand lange und rund wie ein Fragezeichen unter Freunden. Seine Ausdauer ist legendär. Und wenn sich aus dem toten Winkel jemand nähert, wendet er sich seinem neuen Gesprächspartner so zu, als sagte er: „Schön, dass Du da bist.“ Zufriedener als Frank-Walter Steinmeier kann man nicht wirken. Irritiert das?

Vor gerade mal vier Jahren übertrug die ewige Zweite unter den Volksparteien dem intern hoch beleumundeten Sachbearbeiter das zweitwichtigste Amt im Land. Mit einer Nickelbrille auf der Nase, suchend um sich zwinkernd wie ein Maulwurf auf seinem Hügel, schaute er täglich durch die Kameras in die Welt. Die Welt schaute nicht weniger verduzt zurück. Aber das war der Mann, welcher der SPD ihr neues Gesicht geben musste, nachdem Gerhard Schröder sich mit einem verunglückten Auftritt in der Elefantenrunde am Abend nach der Wahl 2005 aus der Politik verabschiedet hatte. Zu beneiden war Steinmeier sicher nicht.

Freundlich und trocken, zurückhaltend und gut informiert war er in diesen ersten Monaten. Immer ganz beim Thema, über das er sprach, und ebenso stets bei sich und dabei nie aufdringlich wirkend. Steinmeier sprach zu uns wie ein Angestellter zu seinem Chef. Ob Afghanistan, die NATO, Irak, die transatlantischen Beziehungen oder Guantanamo: Er schien beinahe zu vermitteln, dass es ihm Leid tue, mit alldem unsere Zeit zu beanspruchen. Er hätte wohl gerne weiter in Ruhe seine Arbeit gemacht.

Quer durch die Lager und Länder rieb man sich bald das Kinn. Gerade eben war die Politik doch noch ein Schaumbad in Testosteron gewesen, eine Party mit Sektkelch und Cohiba, ein Wettstreit um das breiteste Lächeln, den lässigsten Ton und die neuste Frau. Und jetzt so ein Defensivspieler da vorne im Sturm? Wir hatten uns daran gewöhnt, dass ausgerechnet Gerhard Schröder und Joschka Fischer, wenn sie sich in brenzlichen Situationen

zu Bestform putschten und polterten, Kopien von Helmut Kohl abgaben, indem sie ihn immerzu zitierten. Na ja, dachte man, muss wohl so sein.

Erinnern wir uns: Helmut Kohl war im November 1989 schon so gut wie abgewählt, er war auf dem Balkon des Schöneberger Rathauses in einer historischen Szene neben Willy Brandt von Zigtausenden ausgepiffen worden, bevor er mit dem Zehnpunkteplan den Mantel der Geschichte anzog und Oskar Lafontaine wie einen Dorfbürgermeister aussehen ließ. Es folgte die Einheit. Aber dann verschwand Kohl hinter einem unglaublichen Bauch. Man glaube nicht, das spiele keine Rolle, denn das ganze Land versank in einer merkwürdigen Gleichgültigkeitsstarre. Statt sich an der sanften Revolution, dem unblutigen Gewinn der Freiheit aufzurichten, wie es die Ukraine übrigens ganz selbstverständlich an ihrer orangenen Revolution von 2004 macht, hatte Deutschland offenbar mit einem Verlust zu kämpfen. Es war der Verlust der Besonderheit. Ihr perfides Symbol war die Mauer mit ihrem Stacheldraht, ihren Schweinwerfern, Hunden und Minen, den Wachtürmen, den Maschinenpistolen, den Toten. Die eigentliche Arbeit am deutschen Selbstverständnis begann erst nach ihr. Helmut Kohl hatte davon nichts begriffen. Im Osten sah er nur einen Markt, dessen fehlende Kaufkraft ihm zutiefst unsympathisch war. Er versank in sich selbst, bevor ihn der Geist der schwarzen Kassen verschluckte.

Heute sind diese bleiernen Zeiten zum Glück vergessen. Wenn man die Große Koalition eine Zweckehe nennt, Steinmeier und Merkel ein altes Ehepaar, dann ist das liebevoll. Besser als die Geschichten von Cohibas und gefärbten Haaren ist es allemal. Wären wir beim Fußball, würden wir sagen, dass Schiedsrichter der schwerste Job auf dem Platz ist und eine unauffällige Leitung des hektischen Spiels das größte aussprechbare Lob. Aber freilich geht es hier um etwas anderes. Wir sind nicht nur in der größten Wirtschaftskrise, sondern inmitten der größten denkbaren Systemkrise. Sie brach über uns herein wie ein Gewitter, von dem wir fest geglaubt hatten, es wie im 18. Jahrhundert wegbeten zu können. Dass jetzt der Politik im Allgemeinen Langeweile attestiert wird, ist interessant. Für den Newsjunker in der Redaktion ist es natürlich bedauerlich ruhig, denn auf seinen Horror vacui ist er sehr stolz. Für uns Ottos und Karlas in den Fußgängerzonen gelten aber zum Glück andere Regeln.

Dass Steinmeier das so arg langweilige Fernsehduell gewonnen hat, kam für den nahen Beobachter dabei nicht überraschend. „Im Sommer 2008“, sagt er auf die Frage, wann er zum ersten Mal daran gedacht habe, Kanzler werden zu können, „vor der Entscheidung am Schwielowsee.“ Gemeint ist die Intrige gegen Kurt Beck, und man darf getrost glauben, dass Steinmeier hier untertreibt. Außenminister sind traditionell beliebt, das Amt ist eine Steilvorlage, und man wartete darauf, dass er seine Ansprüche anmeldet. Tatsächlich griff er

im richtigen Moment zu. Überhaupt gewinnt man langsam den Eindruck, dass Steinmeier seit vielen Jahren der erste Sozialdemokrat sein könnte, dem sein Verhältnis zur Macht nicht im Wege steht.

Die beliebteste Denkfigur des Sozialdemokraten ist schließlich die Verhinderung. Die emotionale Nähe zu den Benachteiligten der Gesellschaft mag es mit sich bringen, die Trauben immer zu hoch hängen zu sehen, das Drankommen für die Ausnahme zu halten. Vielleicht ist das genetisch bedingt. Oder man hat es halt so gelernt. Vielleicht ist die Figur der Verhinderung auch normal für denjenigen, der für Fortschritt und Entwicklung steht, für die nächstbesseren und auch schon die übernächsten Lösungen. Denn zufrieden kann er grundsätzlich nicht sein. Sein Dogma ist es, gegen die Beharrungskräfte der Gesellschaft anzuarbeiten. Seine Grundeinstellung die Selbstüberforderung.

Die Figur der Verhinderung ist für die Sozialdemokratie eine selbsterfüllende Prophezeiung geworden, die sie zur strukturell Unterlegenen macht. Seit langem tragen ihre Vorsitzenden und Kandidaten sie wie ein Mal auf der Stirn. Zum Beispiel Björn Engholm: „Watt mutt, datt mutt“, verkündete er just, als man ihn zum Vorsitz überredet hatte. Er zeigte damit, wie fremd er sich fühlte und nannte schon den Ort, an den er sich nach dieser Episode zurückzuziehen gedachte.

Oder Oskar Lafontaine: Er hätte öfters alles haben können, wollte aber doch am Ende immer lieber wie das Kind im Schmollwinkel sitzen und bloß Recht haben. Die Theorie besagt ja, dass Erstgeborene konservativ und die späteren Kinder Rebellen und Veränderer mit hohem Beißreflex werden. Lafontaine ist Zwilling, was oft härter ist, als der Jüngste zu sein.

Beim zweitgeborenen Gerhard Schröder war es umgekehrt, ihm war es am allerwichtigsten, die Verhinderung zu überwinden. Auf keinen Fall wollte er von der falschen Seite aus durchs Gitter des Kanzleramtes schauen müssen, wenn er daran dachte, wie schön es war, nicht mehr „auf Maloche“ zu müssen. Der Machtwille überstrahlte alles, im Kampf gegen die Figur der Verhinderung hat er sich schneller als nötig verschlissen.

Bekanntlich kamen schwache Parteichefs und potentielle Kanzlerkandidaten, darunter die Hoffnung Matthias Platzeck, der zwar an seinen Auftrag, aber nie so recht an sich selbst zu glauben schien. Der führende Sozialdemokrat steht in der Öffentlichkeit wegen der allseits eingeschliffenen Figur der Verhinderung, dem Potential, der ewige Zweite, der natürliche Verlierer zu sein, unter einem besonderen Druck. Für Platzeck war er zu hoch. Aber Frank-Walter Steinmeier ist vielleicht anders. Sein Bruder Dirk ist sechs Jahre jünger, da wächst man mit Verantwortung auf. Steinmeier ist nicht geschieden, hat eine Tochter. Beim Fußball

war er meist Kapitän. Er hat Rücktrittsforderungen weggelächelt und bei Reinhold Beckmanns langem Blick zur Frage nach Murat Kurnaz nur kurz gewackelt. Alte Niederlagen scheint Steinmeier nicht mit sich rumzuschleppen.

Ja, er ist ein wenig zu nett. Er redet nicht so schneidig wie Renate Künast oder Norbert Röttgen. Er ist nicht so drahtig wie Jürgen Klinsmann oder Jogi Löw oder Barack Obama, von dem mittlerweile ein Film um die Welt geht, wenn er im Interview eine Fliege erschlägt. Steinmeier steht lieber bei Opel auf der Matte, auch wenn es unzeitgemäß ist. Noch immer unterschätzt man ihn, wie man es einst mit Helmut Kohl machte. Wer mit Steinmeier gearbeitet hat weiß aber, wie ungeduldig und barsch er werden kann, wenn es sein muss. Und dass die Party mit zweihundert Künstlern auch nicht so unschuldig ist, wie sie aussieht. Im Hinterzimmer dreht Jim Rakete schließlich Videos, in denen die Kollegen gefragt werden, warum sie Steinmeier gut finden. Dass Julia Franck das nicht beantwortet, weil Parteipolitik für sie noch immer nicht in Frage kommt, muss man verkraften. Einen Versuch war es wert. Dass Detlev Buck und Sascha Lobo lieber dazu aufrufen, gar nicht wählen zu gehen, macht auch nichts. Schließlich hat sich der Stumme immer schon für die Machthaber entschieden. Und dass Moritz Rinke nichts anderes einfällt, als Steinmeiers schiere Prominenz anzubeten, ist der Gag des Abends. Angela Merkel hat jedenfalls keinen persönlichen Hofpaparazzo.